

Verwandte Bilder

Ingeborg Reichle (Kunstwissenschaft), *Steffen Siegel* (Kunstwissenschaft) und *Achim Spelten* (Philosophie) sind wissenschaftliche Mitarbeiter der Interdisziplinären Arbeitsgruppe *Die Welt als Bild* an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Ingeborg Reichle, Steffen Siegel, Achim Spelten (Hg.)

Verwandte Bilder

Die Fragen der Bildwissenschaft

Kulturverlag Kadmos Berlin



Berlin-Brandenburgische
Akademie der Wissenschaften

Eine Publikation der
Interdisziplinären Arbeitsgruppe *Die Welt als Bild*

Gedruckt mit Unterstützung der
Gerda Henkel Stiftung, Düsseldorf, sowie der Senatsverwaltung für Bildung,
Wissenschaft und Forschung des Landes Berlin und des Ministeriums für Wissen-
schaft, Forschung und Kultur des Landes Brandenburg.

Die Herausgeber danken den Leitern der Arbeitsgruppe
Christoph Markschies, Peter Deuffhard und Jochen Brüning.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Ver-
wertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2., durchgesehene Auflage 2008,
Kulturverlag Kadmos Berlin. Wolfram Burckhardt

Alle Rechte vorbehalten

Internet: www.kv-kadmos.com

Umschlagfoto: Steffen Siegel

Lektorat: Petra Weigel

Umschlaggestaltung: kaleidogramm, Berlin

Gestaltung und Satz: kaleidogramm, Berlin

Druck: INTER ALIA

Printed in EU

ISBN (10-stellig) 3-86599-034-7

ISBN (13-stellig) 978-3-86599-034-1

Inhalt

INGEBORG REICHLER, STEFFEN SIEGEL, ACHIM SPELTEN Die Familienähnlichkeit der Bilder	7
--	---

I

Bild-Körper

MARIUS RIMMELE Selbstreflexivität des Bildes als Ansatzpunkt historischer Bildforschung. Ein Diskussionsbeitrag zur Rolle des Trägermediums	15
STEFFEN SIEGEL Einblicke. Das Innere des menschlichen Körpers als Bildproblem in der Frühen Neuzeit	33
MARCEL FINKE Materialität und Performativität. Ein bildwissenschaftlicher Versuch über Bild/Körper.	57

II

Bild-Begriffe

ACHIM SPELTEN Sehen in Bildern. Eine Analyse zum Verhältnis von Bildwahrnehmung und Zeichenfunktion.	81
SILVIA SEJA Der Handlungsbegriff in der gegenwärtigen Bild- und Kunstphilosophie	97
SEBASTIAN BUCHER Das Diagramm in den Bildwissenschaften. Begriffsanalytische, gattungstheoretische und anwendungsorientierte Ansätze in der diagrammtheoretischen Forschung	113
JAN PETER BEHRENDT Das Deutschlandbild als Forschungsgegenstand. Perzeption, Imagination und Veräußerlichung	131

III
Bild-Geschichten

BARBARA KOPF	
Skulptur im Bild. Visuelle Dokumentation und deren Beitrag zur Entwicklung der archäologischen Wissenschaft	149
INGEBORG REICHLÉ	
Kunst-Bild-Wissenschaft. Überlegungen zu einer visuellen Epistemologie der Kunstgeschichte.	169
ROLAND MEYER	
Detailfragen. Zur Lektüre erkennungsdienstlicher Bilder	191
ALEXANDRA LEMBERT	
Gedanken sehen. Gedankenphotographie in Sax Rohmers Detektivgeschichten <i>The Dream-Detective</i> (1920)	209

IV
Bild-Medien

VIKTOR BEDÖ	
Landkarten als Werkzeuge unseres Denkens.	227
SEBASTIAN GIEßMANN	
Netze als Weltbilder. Ordnungen der Natur von Donati bis Cuvier	243
SEBASTIAN VINCENT GREVSMÜHL	
Epistemische Topografien. Fotografische und radartechnische Wahrnehmungsräume	263
MICHAEL ROTTMANN	
Das digitale Bild als Visualisierungsstrategie der Mathematik	281
NINA SAMUEL	
»I look, look, look, and play with many pictures«. Zur Bilderfrage in Benoît Mandelbrots Werk	297
Abbildungsverzeichnis.	321
Autorinnen und Autoren.	325

INGEBORG REICHLÉ, STEFFEN SIEGEL, ACHIM SPELTEN

Die Familienähnlichkeit der Bilder

»Hier stoßen wir auf die große Frage, die hinter allen diesen Betrachtungen steht. – Denn man könnte mir einwenden: »Du machst dir's leicht! Du redest von allen möglichen Sprachspielen, hast aber nirgends gesagt, was denn das Wesentliche des Sprachspiels, und also der Sprache, ist. Was allen diesen Vorgängen gemeinsam ist und sie zur Sprache, oder zu Teilen der Sprache, macht.« [...]

Und das ist wahr. – Statt etwas anzugeben, was allem, was wir Sprache nennen, gemeinsam ist, sage ich, es ist diesen Erscheinungen garnicht [sic] Eines gemeinsam, weswegen wir für sie alle das gleiche Wort verwenden, – sondern sie sind miteinander in vielen verschiedenen Weisen *verwandt*. Und dieser Verwandtschaft, oder diesen Verwandtschaften wegen nennen wir sie alle »Sprachen«. Ich will versuchen, dies zu erklären.

Betrachte z. B. einmal die Vorgänge, die wir »Spiele« nennen. Ich meine Brettspiele, Kartenspiele, Ballspiel, Kampfspiele, usw. Was ist allen diesen gemeinsam? – Sag nicht: »Es *muß* ihnen etwas gemeinsam sein, sonst hießen sie nicht ›Spiele‹« – sondern *schau*, ob ihnen allen etwas gemeinsam ist. – Denn wenn Du sie anschaust, wirst Du zwar nicht etwas sehen, was *allen* gemeinsam wäre, aber Du wirst Ähnlichkeiten, Verwandtschaften, sehen, und zwar eine ganze Reihe. Wie gesagt: denk nicht, sondern schau! – Schau z. B. die Brettspiele an, mit ihren mannigfachen Verwandtschaften. Nun geh zu den Kartenspielen über: hier findest du viele Entsprechungen mit jener ersten Klasse, aber viele gemeinsame Züge verschwinden, andere treten auf. Wenn wir nun zu den Ballspielen übergehen, so bleibt manches Gemeinsame erhalten, aber vieles geht verloren. [...]

Und das Ergebnis dieser Betrachtung lautet nun: Wir sehen ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Großen und Kleinen.

Ich kann diese Ähnlichkeiten nicht besser charakterisieren als durch das Wort »Familienähnlichkeiten«; denn so übergreifen und kreuzen sich die verschiedenen Ähnlichkeiten, die zwischen den Gliedern einer Familie bestehen: Wuchs, Gesichtszüge, Augenfarbe, Gang, Temperament, etc. etc. – Und ich werde sagen: die ›Spiele‹ bilden eine Familie.«¹

»Denk nicht, sondern schau!«, lautet die Devise, mit deren Hilfe Ludwig Wittgenstein einem neuen Verständnis von Sprache den Weg bereitere. Denn das Schauen im Gegensatz zum Denken soll die Vielfalt zu Tage fördern, die Vielfalt des Sprachgebrauchs, die Vielfalt der dafür notwendigen Voraussetzungen und die Vielfalt der Funktionen, die Sprache erfüllen kann. Nicht *eine* Rolle spielt Sprache in unserem Leben, sondern *viele*. Demnach gibt es nicht *ein* Verstehen von Sprache, sondern *viele*. Dennoch sind die verschiedenartigen Möglichkeiten nicht getrennt voneinander. Sie überschneiden und ergänzen sich, ähneln einander, wie die Mitglieder

¹ Ludwig Wittgenstein: »Philosophische Untersuchungen«. In: ders.: *Werkausgabe*, Band 1, Frankfurt am Main 1984, 276–278; § 65–67. (Hervorhebungen im Original.)

einer Familie. Unsere Sprache ist ein funktionierendes Ganzes, das durch Familienähnlichkeiten zusammengehalten wird. Es liegt nahe, diesen Ansatz auf Bilder zu übertragen. »Denk nicht, sondern schau!« kann auch hier zu einem Verständnis verhelfen, das sich unabhängig macht von dogmatischen Grundannahmen, die sich all zu leicht als brüchig erweisen können. Es gibt nicht nur *eine* Funktion, *ein* Erscheinen, *eine* Essenz der Bilder. Bilder sind so vielfältig, wie es unsere Sprache ist. Sie sind vielfältig nicht nur darin, dass jedes einzelne Bild ganz verschiedene Facetten in seinen Funktionen und Kontexten, in seiner Verwendung und Wirkung aufweist, sondern auch darin, dass ganz unterschiedliche Arten von Bildern existieren. Bilder sind nicht immer auf gleiche Art und Weise Bilder. Manche Bilder sind Bilder, weil sie Nachahmungen sind, andere weil sie etwas ausdrücken oder wegen ihrer Rolle als Zeichen, wieder andere eröffnen virtuelle Räume oder sind Ersatz für eine direkte visuelle Wahrnehmung. Das, was wir »Bilder« nennen, ist keine sehr einheitliche Gemeinschaft.

Doch Wittgensteins Rede von Familienähnlichkeiten zielt nicht allein auf die Vielfalt der Dinge, die unter jedem Begriff versammelt sind. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Wittgenstein versucht stattdessen die Frage zu beantworten, was diese Vielfalt vereint. Die Erscheinungsformen der Sprache, des Spiels oder der Bilder sind vielfältig in ihren einzelnen Vorkommnissen. Aber was vereint sie jeweils? Man könnte glauben, dass die Antwort notwendigerweise etwas Gemeinsames in der Vielfalt benennen muss; dass also allen Bildern eine zu Grunde liegende Eigenschaft gemeinsam sein muss. Nach diesem klassischen Verständnis müsste es ein spezifisches Merkmal, eine *differentia specifica* geben, die allen Bildern zueigen ist und sie als Bilder auszeichnet. Wir müssten genau diese Eigenschaft verstehen, um ein Bild als Bild zu begreifen. Beispiele für solche definitorische Charakteristika von Bildern werden immer wieder diskutiert: Die Eigenschaft, analoge Zeichen zu sein, ist ein Vorschlag, ebenso wie die Eigenschaft, virtuelle Objekte sichtbar zu machen. Mit dem Begriff der Familienähnlichkeit entwickelt Wittgenstein einen Gegenentwurf zu einer solchen Annäherung. Nicht etwas Gemeinsames verbindet das Erscheinungsbild einer Familie, sondern mehrere sich überschneidende Eigenschaften, eben »Familienähnlichkeiten«.

Er erklärt dies am Beispiel von Spielen. Wir fassen etwas als Spiel auf, nicht weil wir eine bestimmte spezifische Eigenschaft erkennen, die allen Spielen gemeinsam ist, sondern weil sich das konkrete Spiel nahtlos einordnet in die Familie aller anderen Spiele. Es findet seinen Platz zwischen anderen Spielen, denen es ähnelt und mit denen es sich überschneidet, während es sich gleichzeitig von weiter entfernten Spielen gänzlich unterscheiden kann. Auch für Bilder wird man schwerlich eine Eigenschaft an-

geben können, die allen Bildern gemeinsam ist und gleichzeitig nur Bildern gemeinsam ist. Was wäre zum Beispiel die gemeinsame Bild-Eigenschaft einer Schreinmadonna und einer Radaraufnahme? Auf der einen Seite finden wir eine symbolisch aufgeladene Skulptur, die ihren Gehalt ursprünglich vor allem aus einem präzise bestimmten liturgischen Kontext bezogen hat, auf der anderen Seite sehen wir die verrauschte, kaum erkennbare Spur, die das Echo eines Objektes hinterließ. Eine gemeinsame Form von Bildlichkeit, die solche Fälle umfasst, wird sich schwerlich bestimmen lassen. Aber verfolgt man die Wege der Verwandtschaften dieser beiden Bilder entlang der Kunst-, der Medien- sowie der Technikgeschichte, so reihen sich sowohl die Schreinmadonna als auch das Radarbild nahtlos ein in eine miteinander vernetzte Familie, die wir »Bilder« nennen.

Werden hierbei die Kategorien »Bilder« und »Bildlichkeit« hinfällig? Wenn es nichts Gemeinsames gibt, das allen Elementen zugesprochen wird, die sich unter dem Begriff des Bildes versammeln, dann scheint dieser Begriff auch nichts Eigenes, nichts Eigentliches zu benennen, sondern nur als eine Art Gefäß zu dienen, in dem höchst verschiedene Arten von Bildlichkeit versammelt werden. Doch dieser Eindruck täuscht. Es ist eine der Pointen Wittgensteins, dass eine Einheit von Einzeldingen auch durch Familienähnlichkeiten geschaffen werden kann. Die Einheit vergleicht Wittgenstein mit einem Faden, der aus Einzelfasern zusammengesetzt ist, »und die Stärke des Fadens liegt nicht darin, daß irgend eine Faser durch seine ganze Länge läuft, sondern darin, daß viele Fasern einander übergreifen.«² Die verschiedenen Arten von Bildern sind also verbunden durch die Eigenschaft, Bilder zu sein, aber diese Eigenschaft findet sich nicht als durchgängiges Merkmal in jedem einzelnen Bild, sondern sie ist stattdessen identisch mit der Stellung eines Bildes in der Gesamtheit der Bilder, die miteinander verbunden sind. Die vernetzte Stellung des Bildes im Kontext aller anderen Bilder macht seine Bildlichkeit aus. Bilder werden also nicht schon deshalb zu Bildern, weil sie Familienähnlichkeiten mit anderen Bildern haben, sondern weil durch diese Familienähnlichkeiten ein Ganzes geschaffen wird, zu dem das einzelne Bild sich jeweils verhält. Bildlichkeit ist die Eigenschaft, eine Stellung in der Familie der Bilder einzunehmen.

Für Bilder hat dies im Wesentlichen zwei Folgen: Erstens kann ein Bild nicht unabhängig, sondern nur im Zusammenhang anderer Bilder gesehen werden. Es gibt kein identifizierbares Charakteristikum von Bildlichkeit, das man am konkreten Fall erkennen könnte. Um ein Bild als Bild zu verstehen, muss seine Stellung innerhalb der Bilder verstanden werden. Wenn man das Verhältnis des einzelnen Bildes zu der Gesamtheit der Bil-

² Ebd., § 67.

der untersucht, so handelt es sich hierbei nicht nur um ein heuristisches Verfahren, das zum Kern der konkreten Bildlichkeit führt, sondern dieses Verhältnis *ist* die Bildlichkeit des Einzelfalls. Programmatisch gewendet heißt dies: Ein Bild als Bild zu verstehen bedeutet, es im Zusammenhang mit anderen Bildern zu reflektieren. Zweitens: Die Menge der Bilder weist keine natürliche Grenze auf. Das bedeutet nicht, dass der Begriff leer ist, weil er nichts ein- und nichts ausschließt. Nicht alles ist ein Bild. Wenn jedoch der Bildbegriff mit einem Faden vergleichbar ist, der durch die einzelnen Fasern der Familienähnlichkeiten zusammengehalten wird, dann ist er prinzipiell erweiterbar. Es können an unterschiedlichen Stellen immer neue Dinge eingeflochten werden, die zu Bildern werden, indem sie im Zusammenhang mit anderen Bildern verstanden werden. Kein Kriterium ist *a priori* ausschlaggebend dafür, dass etwas als Bild verstanden werden kann oder nicht, sondern es sind einzig die Vernetzungen mit anderen Bildern, die darüber entscheiden. So kann es auch geschehen, dass Bilder, die wir heute ganz selbstverständlich als Bilder verstehen, in anderen Zeiten und anderen Kulturen nicht gelesen werden könnten, weil jene Zwischenglieder fehlen, die sie mit der Menge der bekannten Bilder verbinden.

Der Grenzbereich zwischen Bildern und Nicht-Bildern ist also produktiv, denn es können immer neue Arten von Bildern entstehen, die an bereits etablierte angeknüpft werden. Nicht nur die Menge aller Bilder ist offen und erweiterbar, sondern auch unser Verständnis davon, was überhaupt ein Bild ist. Notwendigerweise muss ein Nachdenken über Bilder, das von solchen Annahmen ausgeht, eine Vielzahl von Bildtypen und Analysekompetenzen einschließen. Hierher gehören nicht allein klassische künstlerische Bildmedien wie die Skulptur, der Kupferstich, die Tafelmalerei, die Photographie; hierher gehören gleichermaßen Diagramme und Landkarten, Koordinatensysteme und digitale, am Computer generierte Bilder. Und nicht zuletzt schließt ein solches Nachdenken auch jene Bilder ein, die als Begriffe und Forschungskonzepte keine sichtbare Gestalt erlangen. Eine solche Beschäftigung mit Bildern kann nicht anders als heterogen sein, denn der Begriff des Bildes ist selbst ein heterogener. Es gibt nicht das Eine, was man von allen Bildern sagen könnte. Gefordert sind stattdessen verschiedene und vielfältige Fragen, die an das Bild gestellt werden. Das Verbindende und, im besten Fall, das Einende sind die Familienähnlichkeiten zwischen diesen Bildern. Themen und Fragen sind auf die gleiche Weise miteinander verbunden wie die Bilder selbst.

Wittgenstein beschreibt, wie ein Betrachter zwei Gesichter betrachtet und plötzlich eine Familienähnlichkeit zwischen ihnen erkennt. Hätte man nur ein einzelnes Gesicht betrachtet, so hätte die Ähnlichkeit nicht auffallen können. Nun aber »leuchtet« der gemeinsame Gesichtszug unvermittelt

auf. Ein Zusammenhang, ein gemeinsames Charakteristikum der Gesichter tritt zu Tage. Wenn wir an dieser Stelle in Form einzelner Analysen auf die Vielfalt von Bildern blicken und hierbei über deren Funktionen und Kontexte, über ihre Kulturen und Geschichten nachdenken, so könnten, im besten Fall, andere Bilder und damit andere Geschichten aufleuchten. Denn in jedem einzelnen Bild lässt sich nicht allein ein Stück Welt erkennen. In ihm spiegeln sich zugleich alle verwandten Bilder.